

Wieviel Frau braucht's für eine gute Mutter? Zur Natur und Kultur der Mutter-Kind-Beziehung

Gabriele Haug-Schnabel

Wenn auch meine Überschrift „Wieviel Frau braucht's für eine gute Mutter?“ nach einer Rechenaufgabe oder gar nach einem Geheimrezept klingen mag, will ich Ihnen eines der gesellschaftlich wichtigsten Themen mit dem ihm gebührenden Ernst und unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Erkenntnisse aus verschiedenen Disziplinen vorstellen.

Mein Untertitel „Zur Natur und Kultur der Mutter-Kind-Beziehung“ enthält bereits zwei provokante Formulierungen – und zwar mit Absicht, damit wir ohne große Umschweife sofort zum Kern der aktuellen Diskussion kommen können. So wird zuerst die Kontroverse Naturseite *und* Kulturseite des Menschen angesprochen werden und dann die *Mutter-Kind-Beziehung*, also all die Phänomene, die mit dem Bindungsgeschehen zusammenhängen.

Sobald von der *Natur des Menschen* die Rede ist, also unsere Stammesgeschichte oder gar unsere genetische Ausstattung zur Sprache kommt, wittert manch einer einen klaren Hinweis auf naturgegebene, also unwiderruflich festgelegte Anlagen in uns. Es scheint um biologische Programme zu gehen, von denen viele annehmen, daß sie bereits fertig – ohne die Möglichkeit zur Abänderung durch äußere Einflüsse – zur Welt gebracht werden. Und der Vorwurf des biologischen Determinismus wird nicht lange auf sich warten lassen. Hinter all dem wird die Einstellung vermutet, es ließe sich sowieso nicht in den naturgegebenen Lauf der Dinge eingreifen.

Naturgegebene Anlagen, Verhaltensdispositionen, ein biologisch bedingtes Verhalten, all diese naturwissenschaftlichen Begriffe lassen den Menschen, egal ob Frau oder Mann, auf den ersten Blick festgelegt und unfrei erscheinen. Aber die Erkenntnis, daß ein Verhaltensimpuls, von dem man bisher annahm, er wäre allein im Laufe der Sozialisation entstanden, in Wirklichkeit bereits in der menschlichen Natur verankert ist, diese Erkenntnis ändert nichts an der Wahlfreiheit des einzelnen, diesem Impuls zu folgen oder ihm zu widerstehen. Unsere Antriebsstruktur – zum Beispiel – ist genetisch festgelegt. Unsere Gefühle wie

etwa Hunger, Durst, Zorn, Spielfreude, sexuelle Begierde und Zuneigung sind ererbt, was aber keineswegs zwangsläufig zur Folge haben muß, daß wir diesen Gefühlen immer und sofort nachgeben müssen, wenn sie auftreten, wie Hungerstreik, sexuelle Enthaltsamkeit, Aggressionsvermeidung oder -zügelung sowie Arbeiten trotz Unlustgefühl beweisen (Hassenstein 1987).

Für die heutige Biologie ist das Verhalten, das des Menschen wie auch aller anderer Lebewesen, weder völlig ererbt noch ausschließlich erlernt. So ist der Mensch das Resultat seiner Erbanlagen *und* seiner Umwelt. Natur- *und* Kulturseite machen ihn zum Menschen. Wenn die Information, die einem Verhalten zugrunde liegt, im Genom verankert ist, hat dieses Verhalten als ererbt zu gelten. Das heißt jedoch nicht, daß es nicht durch Lernprozesse veränderbar, so etwa zügelbar wäre. Ein Mensch besitzt zum Beispiel angeborenermaßen unterschiedliche Bereitschaften, um sich ihm bei verschiedenen Gelegenheiten in den Weg stellende Widerstände aggressiv zu überwinden und dennoch zum Ziel zu gelangen.

Auf der anderen Seite erfährt er aber auch, während Kindheit und Jugend auf dem Weg der Sozialisation gemäß den Regeln seiner Kultur mit aggressionsauslösenden Reizen umzugehen und seine Reaktionen hierauf – soweit es die Kulturwerte vorschreiben – zu zügeln. So lernt bereits ein Kind in seiner Gemeinschaft und am alltäglichen Verhalten seiner Vorbilder, in welchen Situationen verspürte Aggression angebracht ist und auch offen gezeigt werden darf und in welchen nicht. Ebenso gegen welche Gegner oder gegen welche kulturell geprägten Feindschemata sich diese Aggression richten soll (Haug-Schnabel 1994a).

Und um die Sache noch differenzierter zu sehen, vor allem um schnellen Wenn...dann-Schlüssen den Argumentationsboden zu entziehen, muß ein weiterer Punkt bedacht werden: Jedes Lernen findet seinerseits auf der Basis eines ererbten, phylogenetisch erworbenen Lernmechanismus statt – d. h. alle Lebewesen kommen mit artspezifischen Möglichkeiten für Lernprozesse und Lernregeln zur Welt. Innerhalb dieses vorgegebenen Rahmens ist ein Umlernen aufgrund neuer Erfahrungen realisierbar. Daß dieser Rahmen das Problem darstellen kann, soll das folgende kleine Beispiel zeigen: Sie können sich noch so sehr um eine besonders begabte Schildkröte bemühen, Sie werden sie dennoch nie dazu bringen, lesen zu lernen. Diese Fähigkeit liegt einfach außerhalb ihrer ererbten Möglichkeiten.

Doch bei uns Menschen sieht die Sache völlig anders aus. Jeder Mensch hat seine genetische Potenz, d. h. auch der genetische Rahmen seiner Möglichkeiten ist im Genom vorgegeben. Doch von dieser erblichen Grundlage kommt nur das zum Vorschein und zur Wirkung, was durch Umwelteinflüsse aktiviert, besser realisiert wird. Die genetische Potenz des einzelnen, seine theoretisch mögliche Intelligenz, Geschicklichkeit und Kreativität setzen sich folglich aus zwei Teilen zusammen:

- zum einen aus den durch die „Umwelt“ realisierten, ausgebildeten erblichen Eigenschaften
- und zum anderen aus den zwar prinzipiell vorhandenen, jedoch unfalteten gebliebenen und dadurch für das Verhalten unerreichbar bleibenden erblichen Potenzen, die durch fehlende Förderung von außen als Defizit abgeschrieben werden müssen.

Nicht eine fehlende genetische Ausstattung gilt es zu beklagen und den Mangel achselzuckend hinzunehmen, sondern der vehemente Einsatz für eine kindgemäße, besser jungen- und mädchenmäßige Förderung und Verbesserung der Bildungsumwelt zur Realisierung der vorhandenen Anlagen ist angezeigt (Haug-Schnabel 1993a).

Der Mensch hat eine Natur- und eine Kulturseite, beide machen den Menschen aus. Wenn es uns um ein humanes Leben geht, müssen beide Wurzeln unseres Verhaltens berücksichtigt werden; auf beiden Seiten die Mäzene gefördert, auf beiden Seiten die Widersacher unterbunden werden (Hassenstein 1991).

Und nun zur *Mutter-Kind-Beziehung*, einem zweiten zur Diskussion anregenden Begriff. Warum denn immer noch der Begriff *Mutter-Kind-Beziehung* und nicht die Bezeichnung *Eltern-Kind-Beziehung*? Weil der Begriff *Mutter-Kind-Beziehung* die absolute Zahlenmajorität widerspiegelt. Nicht an der Alltagsrealität orientiert, sondern am heutigen Wissensstand über den Bindungsprozeß und die interaktiven Fähigkeiten des Säuglings, wäre jedoch der Begriff *Eltern-Kind-Beziehung* weit passender. Sicher, es gibt die enge Mutter-Kind-Gemeinschaft. Zumeist ist die Mutter – allein schon durch das Stillen bedingt – in der ersten Zeit nach der Geburt die Hauptbetreuungsperson des Kindes, jedoch ist sie dies trotz dieser Tatsache ohne Ausschließlichkeitsanspruch. Auch der Vater kann, wenn er das will, den Säugling betreuen, ihn pflegen, mit ihm schmusen, ihn durch Tragen und intensiven Körperkontakt beruhigen. Auch der Vater kann zur Bindungsperson werden, wenn er deren wichtige und persönlichkeitsbildenden Funktionen erfüllt.

Durch eine einfühlsame und beständige Versorgung lernt der Säugling, daß seine Äußerungen des Wohlbefindens und ebenso seine Unbehagensäußerungen innerhalb kürzester Zeit auf vorhersagbare Weise von eben diesen Personen verstanden und befriedigt werden können (Grossmann u. Grossmann 1997).

Der Säugling ist für Sozialkontakte offener als ursprünglich vermutet. Ein Kind kann mit wenigen Monaten bereits verschiedene Betreuungspersonen differenziert wahrnehmen – vorausgesetzt es erlebt sie als liebevolle, zuverlässige und konstante Bindungspersonen. Bereits im zweiten Lebenshalbjahr zeigt es sich, daß Kinder außer der Bindung an die Hauptbezugspersonen auch individualisierte Bindungen in abgestufter Intensität zu anderen Mitgliedern der Familie oder Sozialgruppe zeigen, in der sie aufwachsen. Viele Untersuchungen über die Entwicklungsbedingungen von Säuglingen im familiären Rahmen belegen, daß die meisten Kinder mehr als eine, meist 3 bis maximal 6 Bindungspersonen haben, oft außer der Mutter den Vater, ältere Geschwister, die Großmutter, eine am Familienleben beteiligte verwandte oder bekannte Person oder ihre Kinderfrau. Zwischen jeder Bezugsperson und dem Kind muß die Gelegenheit zu regelmäßigen Zwiesprachen gegeben sein. Wichtig für die Entstehung sicherer Bindungen sind Zuverlässigkeit und Kontinuität bei liebevoller Pflege (Papoušek et al. 1986). Ganz wichtig sind: Kosen, Küssen, Knuddeln, Ansprechen und langes Anschauen – Verhaltensweisen, die auch im Verhaltensrepertoire von Männern zu finden sind – und das nicht nur bei der Balz.

Die Exklusivität der vertrauten Bezugspersonen als Ansprechpartner bei Kontaktbedürfnis, Hunger, Unwohlsein, Müdigkeit, Angst, aber auch beim Schmusen, Spielen und Erforschen bleibt weit über den 24. Lebensmonat hinaus erhalten. Das bedeutet für das Kind, nach einem erfolgreich verlaufenen primären Bindungsprozeß eine Sicherheitsbasis in Form seiner Eltern zur Verfügung zu haben (Hassenstein u. Hassenstein 1990).

Von dieser Basis kann es sich auf eigene Initiative, wißbegierig, voll Tatendrang und wohlgelaunt entfernen, um immer mehr Neuland zu erkunden. Ihr – sei es Mutter oder Vater – kann man im intensiven Spiel kurze Blicke zuwerfen, um sich ihrer beruhigenden Anwesenheit und befriedigenden Aufmerksamkeit rückzuversichern. Ganz wichtig, bei aufkommender Angst kann man zu ihr flüchten, die Sicherheitsbasis ist nämlich auch eine Fluchtburg. Nicht zuletzt ist sie eine nahezu unerschöpfliche Quelle für Informationen. Ereignet sich Unerwartetes

oder Neues, so reichen oft wenige Blicke, um auf dem Gesicht der Bezugsperson Gefahr, Warnung, aber genauso Beruhigung und Ermutigung abzulesen. Das Leben mit Bezugspersonen bedeutet Akrobatik mit Netz.

Die Säuglingsforschung der letzten Jahre hat den aktiven, vielseitig fähigen, initiiierenden und reagierenden Säugling entdeckt.

Er sieht, zwar im Vergleich zu späteren Jahren mit einem noch recht begrenzten Spektrum an visuellen Möglichkeiten, doch ist dieses „Fenster“ genau passend für seine Ansprüche. Verhaltensbeobachtungen in alltäglichen Situationen zeigen, daß Eltern beim Wickeln das Kind aus ihrer optimalen Sehentfernung, nämlich aus 40–50 cm Abstand, betrachten. Beginnen sie jedoch ein Zwiesgespräch mit dem Säugling, so pendelt sich die Entfernung auf durchschnittlich 22,5 cm ein, ein Abstand, der nun an die optimale Sehentfernung des Neugeborenen angepaßt ist.

Eltern belohnen jede Blickerwiderung mit einer unmittelbar folgenden Grußreaktion: ein leichtes Anheben des Kopfes und der Augenbrauen, Öffnen des Mundes, insgesamt ein Ausdruck erwartungsvoller Aufmunterung. Das Kind erlebt diese Reaktion als regelmäßig wiederkehrende Antwort der Eltern auf sein Blickverhalten (z. B. Schötzau u. Papoušek 1977; Papoušek u. Papoušek 1987).

Aber nicht nur die Sehleistungen des Säuglings sind interessant.

Er sucht, hält und beendet den Blickkontakt mit den ihn hierbei unterstützenden Eltern – je nach Kontaktwunsch, Kontaktänderungswunsch oder Kontakt ablehnung (z. B. Brüser 1986; Wulfften Palthe 1986).

Er hört, besonders gut im Frequenzbereich der menschlichen Stimme, besonders aufmerksam auf die Charakteristika des universellen Babytalks (z. B. Papoušek u. Papoušek 1989, 1991).

Er riecht seine Mutter, erkennt ihren Brustgeruch, Achselgeruch, ihr Parfüm, den Laktationsgeruch einer fremden stillenden Frau, kann all diese Düfte unterscheiden und hat situationsbezogen klare Prioritäten und differenzierte Aufmerksamkeit für die einzelnen Wahrnehmungen (z. B. Schleidt et al. 1981; Cernoch u. Porter 1985; Schleidt u. Genzel 1990).

Er ist ein Tragling, nicht etwa ein passiver, sondern ein aktiver, der seinen Sitz seitlich in der Taille der Bezugsperson durch Spreiz-Anhock-Reaktion seiner Beine selbständig vorbereitet und stabilisiert (Kirkilionis 1994, 1996).

Er imitiert: und zwar bevorzugt Gesichtsausdrücke. Die Imitation ist nicht auf bekannte und vertraute Aktionen beschränkt, sondern nach einmaliger Präsentation eines neuen Imitationsmodells gelingt ihm selbst nach einer Wartezeit ohne Übungsmöglichkeit eine Gedächtnisreproduktion (z. B. Meltzoff 1990, Meltzoff u. Moore 1992).

Er sucht, bevorzugt zu bestimmten Zeiten des Tages, die Kommunikation mit seinen Bezugspersonen, zu einem Zeitpunkt, an dem er sich satt und noch nicht müde fühlt, und sich auf einem für Interaktionen günstigen Erregungsniveau befindet (Bensel u. Haug-Schnabel 1997).

Der Säugling ist also keineswegs hilflos, aber er ist ein absoluter Spezialist mit allen damit verbundenen Vor- und Nachteilen. Sein Spezialgebiet: Alles, was mit Kontakt und Interaktion zu tun hat! Wie kommt man in Kontakt? Wie erhält man diesen aufrecht? Wie kann man ihn abbrechen, wenn es zu anstrengend oder langweilig wird? Und wie kann man die Kontaktform ändern, etwa von Spiel zu ruhigem Schmusen (Haug-Schnabel 1994b)?

All das sind Stationen des Bindungsprozesses zwischen Kind und Eltern. Auf beiden Seiten – beim Kind wie bei den Eltern – erleichtern biologische Anpassungen diesen wesentlichen Entwicklungsschritt. Die kommunikativen Fähigkeiten des Säuglings sind eine ausschlaggebende Voraussetzung dafür, seine hohen und anspruchsvollen Pflegebedürfnisse befriedigt zu bekommen; dringend notwendig, um seine Bezugspersonen trotz aller Anstrengung mit Interaktionsbelohnungen wie Anblicken, Gurren, Lächeln und Strampeln am Ball zu halten (Chasiotis u. Keller 1992).

Ergänzend zu den kommunikativen Kompetenzen des Säuglings ist im Laufe der Menschwerdung das sogenannte intuitive Elternprogramm entstanden, um das hochdifferenzierte Kontaktgeschehen auch von der Seite der Erwachsenen her abzustützen. Ohne es jemals geübt zu haben, bringen überall auf der Welt Eltern ihr Gesicht beim Zwiegespräch mit dem Säugling in eine Position, die es dem Kind trotz anfänglicher Schwierigkeiten beim Kopfhalten oder Fixieren ermöglicht, den Blickkontakt aufzunehmen und längerfristig zu halten. Ebenso unbewußt und ohne daß Erfahrung hierfür nötig wäre, vollbringen Eltern eine weitere kommunikative Präzisionsleistung. Nur wenn die elterliche Reaktion direkt auf eine kindliche Aktion folgt, d. h. mit 700–800 msec Abstand, kann das Kind beides – seine Aktion und die elterliche Reaktion darauf – als zusammengehörig wahrnehmen und sein Verhalten als beantwortet empfinden. Mütter wie Väter halten nun tatsächlich

intuitiv dieses optimale Zeitfenster ein, das dem Kind diese wichtige Wahrnehmung ermöglicht. Sie antworten hierbei für eine Reflexreaktion zu langsam, für eine überlegte Handlung jedoch zu schnell. Intuitiv wählen sie die evolutionsgeschichtlich richtige Geschwindigkeit (Keller u. Chasiotis 1993).

Soviel zur Naturseite der Eltern-Kind-Beziehung. Doch von den in allen Kulturen gleichermaßen beobachtbaren biologischen Verhaltenszusammenhängen kann noch lange nicht auf gesellschaftlich gelebtes oder gar erwünschtes Verhalten geschlossen werden.

Verhaltensbiologen versprechen sich von der Betrachtung des frühen *und* des heutigen Menschen und vor allem von den Erklärungsversuchen seines Handelns keine Billigung oder gar Rechtfertigung für unser allzu oft asoziales, unmenschliches Tun. Eben kein perfektes Alibi, verschafft durch unsere uralte Biologie. Dennoch hat uns die Evolution zum Menschen gemacht, sie gibt uns aber keine menschlichen Normen und Werte vor, da sie sich jenseits von Gut und Böse abspielt. Humane Werte müssen von uns entwickelt und soziale Normen müssen von uns gesetzt werden. Es lohnt sich dennoch, die Wurzeln unseres Sozialverhaltens zu überdenken, nicht um all unser Tun als naturgegeben zu akzeptieren und vielleicht sogar hiermit zu entschuldigen, sondern letztendlich, um unsere sozialen und ethischen Forderungen mehr in Einklang mit unseren biologischen Möglichkeiten bringen zu können (Wuketits 1990).

Wie sah die Mutter-Kind-Beziehung zu Anfang der Menschheitsgeschichte aus? Welche Sozialstrukturen dürfen wir bei unseren Vorfahren vermuten? Es war immer ein Leben in Gruppen, anfänglich 30 bis 40 Individuen pro Sozietät, später maximal 100 bis 150 im geschlossenen Sozialverband. Anfangs typische Jäger- und Sammlergemeinschaften mit einer klaren Arbeitsteilung der Geschlechter. Es fand eine obligatorische Verteilung der regelmäßig von den Frauen gesammelten Pflanzen und der hin und wieder von den Männern erbeuteten Jagdtiere unter den Mitgliedern der eigenen Gruppe statt. Der Zusammenhalt der Gruppe war überlebenswichtig. Nonverbale und später verbale Kommunikation ermöglichten die Koordination von Gemeinschaftsaktivitäten. Allgemeingültige Gruppennormen dürfen vermutet werden. Es entwickelte sich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, Gruppenidentität kam auf.

Die Lebensweisen der heutigen traditionellen Gesellschaften erleichtern uns die Vorstellung über unsere Vergangenheit, obwohl sie, wie wir, Angehörige der Spezies *Homo sapiens* mit allen intellektuellen Po-

tentialen dieser Entwicklungsstufe sind und deshalb nicht mit unseren stammesgeschichtlichen Urahnen identisch sind. Ihre Lebensweisen und sozialen Strukturen, wie sie etwa bei traditionellen Gesellschaften in Südamerika, Südafrika und in Neuguinea zu finden sind, scheinen jedoch nach unserem heutigen Kenntnisstand dem Leben unserer Vorfahren mehr zu ähneln, als dies unser Leben in den industrialisierten Großgesellschaften der Jetztzeit tut. Der auffälligste Unterschied ist das Fehlen „technischer“ Zivilisation.

Vergleichen wir einmal den Mutter-Kind-Alltag in den traditionellen Gesellschaften und bei uns. In den traditionellen Gesellschaften wird die junge Mutter entlastet. Anfangs, direkt nach der Geburt eines Kindes, übernehmen ihre Mutter, Geschwister und andere Verwandte einen Großteil der Alltagsaufgaben, damit sie sich weitgehend ungestört dem Kind widmen kann. Nach dieser speziellen Art des Wochenbetts erhält sie dann Hilfe bei der Betreuung des Kindes. Das sogenannte *Allo-mothering*, d. h. die Situation, daß mit Mutter und Kind zusammenlebende und beiden vertraute Personen des Sozialverbandes das Baby mitbetreuen, entlastet die Mutter, trennt jedoch Mutter und Kind nicht. Sobald das Kind Zeichen gibt, zur Mutter zu wollen, sich erschreckt, müde wird oder aus anderen Gründen weint, wird es sofort der Mutter zurückgegeben. Die Hälfte der Wachzeit verbringt das Kind in Körperkontakt mit seiner Mutter. Die andere Hälfte übernehmen andere Bezugspersonen, von denen der Vater nach der Mutter die zweitwichtigste Rolle spielt (Schiefenhövel 1984). Ganz wichtig: die Frau verbleibt auch als Mutter in ihrem Lebens- und Aktivitätsbereich. Kinder erhöhen die Attraktivität ihrer Eltern im Sozialverband. Es gibt keine Fremdbetreuung, es gibt nur eine Mitbetreuung durch der Mutter und dem Kind vertraute Personen in „häuslicher“ Umgebung und – vor allem – in schnell erreichbarer Nähe der Mutter.

Und wie sieht es mit dem Kontakt mit Gleichaltrigen aus? In den traditionellen Kulturen ist das Kleinstkind zunächst Zuschauer bei kindlichen Gruppenspielen, betreut von älteren Kindern. Erst als Dreijähriges nimmt es dann aktiv am Gruppenspiel teil. Die erwachsenen Bezugspersonen sind für das Kleinstkind zu Beginn dreierlei: Bindungs-, Interaktions- und Spielpartner. In ihrer Anwesenheit zeigt es bereits früh Interesse an gleichaltrigen oder etwas älteren Kindern. Je sicherer das Kind an seine Bezugspersonen gebunden ist und je mehr es diese Sicherheit auch verinnerlicht hat, ist es immer mehr in der Lage, auch in Abwesenheit seiner Bindungspersonen sich andere – dann auch gleich-

altrige – Spielpartner zu suchen. Aber erst nach dem dritten Geburtstag werden Kontakte mit Gleichaltrigen in der Spielsituation denen mit Erwachsenen eindeutig und zunehmend vorgezogen.

Evolutionsbiologische Gründe könnten für die verhältnismäßig wenigen Kontakte zwischen Kleinstkindern verantwortlich sein. Eine einfache Rechnung kann dies verdeutlichen. Wenn man die typische Gruppengröße eines Jäger-Sammlervolkes, z. B. der !Kung San der Kalahari-Wüste zugrundelegt, und zusätzlich den dort gefundenen typischen Abstand von 4 Jahren zwischen 2 Geburten berücksichtigt, so hat jedes Kleinstkind nur die relativ geringe Chance von 20%, daß sich außer ihm noch ein Kind im gleichen Alter in der Sozialgruppe befindet. Hieraus kann man schließen, daß Gleichaltrige eine rare Erscheinung während der Zeit der „evolutionären Angepaßtheit“, der Zeit, in der wir unser Verhalten an unsere Lebensbedingungen angepaßt haben, gewesen sind und wir deshalb bis heute keine ererbte Neigung und Fähigkeit zur ausgeprägten frühen Interaktion mit Gleichaltrigen besitzen (Konner 1975).

Doch nun zur Mutter-Kind-Beziehung in unserer Zivilisationsform. Bei uns bedeutet Mutterschaft zu oft Alleinsein mit Kind und Haushalt. Aus der Mutter-Kind-Beziehung wird die gemeinsame Mutter-Kind-Isolation (Haug-Schnabel 1992, 1993b). Und dann wird Mutterschaft als „ausgegliedert aus dem Normalleben“ empfunden. Wir haben erfreulicherweise den Mutterschutz und den dreijährigen Erziehungsurlaub, doch viele Mütter hängen mit ihren Kindern gerade in dieser Zeit am Rande des sozialen Netzes. Frauen können alleinerziehend sein, aus Überzeugung oder weil der Partner und Kindsvater fehlt. Zwar ist ihr finanzielles Existenzminimum gesichert, regional erkämpfte Mutter-Kind-Projekte erlauben das so wichtige Zusammensein zwischen Mutter und Kind, doch vor sozialer Isolation, gesellschaftlichem Außenseitertum können sie allein eigene Energie und Kontaktfreudigkeit retten. Zudem bekommen diese Mütter die soziale Kontrolle ihrer Umgebung bei typischem, Erwachsene jedoch oft störendem Kinderverhalten ungedämpft und nicht „geteilt durch zwei“ zu spüren. Hier sind „Übermütter“ gefordert, und das 24 Stunden rund um die Uhr. Kinder erhöhen die Attraktivität ihrer Eltern im Sozialverband. Das hatten wir für die traditionellen Gesellschaften gesagt.

Kinder großzuziehen scheint ein undankbares Geschäft zu sein. Ein verpatzter Auftritt in der Öffentlichkeit und die ganze Erziehungsfähigkeit und Erziehungsleistung der Eltern sind nachhaltig in Frage gestellt.

Elterngüte wird öffentlich kontrolliert, bewertet anhand der Kriterien Ansprechbarkeit, Beeinflussbarkeit, Beruhigbarkeit und Stimulierbarkeit des Kindes auf Kommando, zu Hause wie auch in fremder Umgebung. Diesen Anforderungen genügen zu müssen, empfinden die Eltern als gesellschaftlichen Druck. Besonders dann, wenn sie von Kindern begleitet – wie so oft in der Öffentlichkeit – in der Minderheit sind.

Mit Kind oder Kindern zu leben und aufzutreten, hebt bei uns nicht mehr automatisch den sozialen Anerkennungsstatus der Eltern. Im Gegenteil, Kinder werden oft als störend erlebt – und dies wird auch ihren Eltern, speziell den Müttern gegenüber zum Ausdruck gebracht.

Darum wird es immer wichtiger, ein Kind zu haben, mit dem man nirgends auffällt, sich nicht schämen muß, also ein „pflegeleichtes“, wohl angepaßtes Kind. Die Zahl der Elternratgeber zu Erziehungsfragen und zu Entwicklungsschritten war noch nie so groß, ihr Absatz noch nie so hoch wie momentan.

Alleinerziehende und verheiratete Mütter haben oft durchaus vergleichbare Probleme: Die Überbewertung der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit und die strikte Trennung zwischen Arbeitsleben und Familienleben schufen die Voraussetzungen für einen weitgehend kinderfreien Berufsalltag – zumeist für den die Familie finanzierenden Vater. Die Überbewertung der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit und die strikte Trennung zwischen Arbeitsleben und Familienleben schufen aber ebenso die Voraussetzungen für einen weitgehend anerkenungsfreien Familienkinderalltag der im häuslichen Bereich managenden Mutter. Unsere Frauen können zumeist nur zwischen der bereits genannten 24-Stunden-rund-um-die-Uhr-Betreuung oder einer Berufstätigkeit kombiniert mit einer stundenlangen völligen Trennung vom Kind wählen. Das Kind wird dann nicht zu Hause von vertrauten Personen betreut, sondern in fremder Umgebung von Menschen, deren Vertrauen Kind und Mutter erst noch gewinnen müssen. Und umgeben von vielen Gleichaltrigen mit gleichen Bedürfnissen und in gleichen Nöten! Doch auch bei uns sind die erwachsenen Bezugspersonen die bevorzugten Sozialpartner der Kleinstkinder. Immer mehr Eigeninitiative wird entwickelt, um die Erwachsenen ins Spiel zu ziehen. Der Sozialkontakt mit anderen Kindern nimmt zwar mit steigendem Alter und mit zunehmender Vertrautheit mit den Spielkameraden an zeitlichem Ausmaß und Komplexität zu, spielt jedoch auch gegen Ende des dritten Lebensjahres noch eine untergeordnete Rolle. Allein der Umstand, mit denselben Kindern jeden Tag am selben Ort zusammen zu sein, ist keine ausreichende

Voraussetzung für ein Kind, bereits im Vorkindergartenalter Gleichaltrige als Hauptsozialpartner zu favorisieren. Erwachsene Bezugspersonen werden – besteht die Wahl – vorgezogen. Einer ihrer wichtigsten Vorzüge ist, daß sie sich auf den kindlichen Entwicklungsstand und das momentane Befinden eines Kindes besser einstellen können (Bensel 1994a, 1994b).

Die sozialen Lebensbedingungen von Mutter, Vater und Kind in den traditionellen Gesellschaften können und sollen nicht als 1:1 übernehmbares Vorbild dienen. Jedoch als Denkmodell, wie Forderungen an unsere Kultur aussehen müßten, wenn auch wir die biologischen Bedürfnisse von Kind und Eltern wieder mehr berücksichtigen wollen, die wir in den letzten Jahrhunderten „Zivilisation“ zunehmend aus den Augen verloren haben.

Die Situation der Fremdbetreuung muß als reine Kulturerscheinung gewertet werden. Jedoch aus der Situation der Mütter und Familien in unseren heutigen Lebensbedingungen wird der Wunsch nach Fremdbetreuungsmöglichkeiten schnell verständlich. Bei weitem nicht alle Familien fangen die Säuglings- und Kleinstkindzeit durch Betreuung des Kindes im bezüglich Emotionen, Erziehungsstil und Lebensumfeld „nahen“ Familienkreis auf. Es ist noch eine kleine Gruppe von Idealisten, in der sich Vater und Mutter Familienarbeit und Erwerbsarbeit während der Zeit der Kindheitsjahre teilen, um am Familienleben und am Erwerbsleben teilnehmen zu können. Eine gesellschaftliche Aufwertung der Familienarbeit gegenüber der Berufstätigkeit würde jedem Vater und jeder Mutter den Umdenkprozeß in diese Richtung erleichtern.

Um Ausbildungsverzögerungen oder -abbrüchen, finanziellen Einbußen oder gar finanziellen Notständen, unsicheren Wiedereinstiegsbedingungen nach dem Erziehungsurlaub und vor allem sozialer Isolation in dieser Zeit zu entgehen, muß zur Betreuung des Kindes oft nach einigermaßen kostengünstigen Lösungen gesucht werden, die einen zumindest stundenweisen Außerhaus-Aufenthalt des Kindes miteinschließen. Ist Fremdbetreuung mit der Natur des Kindes, mit seinem biologischen Entwicklungsbedürfnis nach Bindung und beständiger, liebevoller Betreuung zu vereinbaren?

Die Situation der außerfamiliären Fremdbetreuung von Kindern unter drei Jahren muß aus der Sicht der Bindungstheorie als mögliches Risiko gesehen werden, weil das Kleinkind eine Trennung von seiner Sicherheitsbasis und von seinen Bindungspersonen als streßvoll erlebt, ohne daß es verstehen kann, warum ihm diese Trennung aufgezwungen

wird. Damit diese Art von Betreuung aber kein Risiko für ein kleines Kind ist, müssen Bedingungen erfüllt werden, die ihm die Möglichkeit geben, eine erneute, emotionale Sicherheit entstehen zu lassen (Haug-Schnabel et al. 1997). Das Kind muß die Chance bekommen, auch in der Fremdbetreuungssituation eine Bindung zu einer Bezugsperson aufzubauen. Und hierzu braucht es die Hilfe der bereits vorhandenen Sicherheitsbasis. Beim Übergang von der reinen Familien- zur zusätzlichen Fremdbetreuung muß das Kind von einer seiner vertrauten Bezugspersonen begleitet und parallel von „seiner“ Erzieherin eingewöhnt werden. Im Beisein der Bindungsperson kann die Erzieherin zum feinfühligem Spielpartner und Trostspender werden. Das Kind spürt ihre Zuneigung, Verlässlichkeit, ihre Hilfsbereitschaft und ihr Informationsangebot. So kann sie langsam als neue zusätzliche Sicherheitsbasis akzeptiert werden, die Zeit der Trennung von der Familie wird dann nicht nur ertragen, sondern mit Spiel- und Erkundungsverhalten ausgefüllt. Das bedeutet aber auch die Voraussetzung, viel Zeit für ein neu einzugewöhnendes Kind zu haben, und maximal vier eingewohnte Kinder pro Erzieherin zuzulassen. Auch muß gewährleistet sein, daß die Bindung zur neuen Bezugsperson nicht nach wenigen Monaten bereits wieder abgebrochen wird, sondern eine möglichst langjährige Kontinuität der Betreuung, bestenfalls bis zum Schulalter angestrebt wird.

Gute Fremdbetreuungsplätze kommen die Gesellschaft teuer, doch ohne diese Vorgaben ist der biologische Preis dieser Kulturercheinung zu hoch. Ohne diese Vorgaben gehen wir das Risiko ein, das Bindungsgeschehen zu gefährden: eine aktuelle Gefährdung mit weitreichenden Folgen für den weiteren Entwicklungsprozeß des Kindes.

Aus den verschiedensten Gründen, auch unter den Gesichtspunkten der Gewinnmaximierung und der Risikominimierung für alle am familiären Abkommen Beteiligten, scheint eine Eltern-Kind-Beziehung, bei der sich Vater und Mutter die Familien- und die Erwerbsarbeit teilen, am erfolversprechendsten zu sein. Wird diese Lösung auf Wunsch beider erwachsenen Beteiligten gewählt, so bietet sie in vielen Bereichen – die Partnerschaft von Mann und Frau betreffend – Vorteile. Ein großer Vorteil wird jedoch für das Kind oder die Kinder zu erwarten sein, die in Mutter und Vater ihre Entwicklung begleitende Hauptbezugspersonen finden können. Mutter und Vater stehen dann in ihrer jeweils individuellen Art als Bindungspartner und als Sozialisationsvorbild zur Verfügung. Die biologische Ausstattung für Väter als aktive Miterzieher ihrer Kinder ist durchaus vorhanden, wie uns die langsam

vermehrt zur Verfügung stehenden Ergebnisse über intuitive Elternkompetenz der Väter zeigen. Vieles, was eine „gute Mutter“ ausmacht, haben Väter auch in ihrem Verhaltensinventar. Realisieren lassen sich diese Potenzen am besten, wenn Mann selbst das Glück hatte, seinen Vater als Vater erlebt zu haben, wenn seine Partnerin den aktiven Vater neben sich duldet und unsere Gesellschaft anerkennt, wie wichtig die häusliche Erziehungsarbeit ist.

Literatur

- Bensel J (1994a) Bevorzugte Interaktionspartner bei Kleinstkindern – Beobachtungen in der Krippe. *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 40:81–93
- Bensel J (1994b) Ist die Tagesbetreuung in Krippen ein Risiko? Eine kritische Beurteilung der internationalen Krippenforschung. *Zeitschrift für Pädagogik* 40(2):303–326
- Bensel J, Haug-Schnabel G (1997) Primär exzessives Schreien in den ersten 3 Lebensmonaten. In: Keller H (Hg.) *Handbuch der Kleinkindforschung*. (2. rev. Aufl.) Bern, Huber (im Druck)
- Brüser E (1986) Zur Entwicklung der Face-to-face Interaktion von Säugling und Bezugsperson: die Orientierung. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und pädagogische Psychologie* 18:114–121
- Cernoch JM, Porter RH (1985) Recognition of maternal axillary odors by infants. *Child Development* 56:1593–1598
- Chasiotis A, Keller H (1992) Zur Relevanz evolutionsbiologischer Überlegungen für die klinische Psychologie. Psychoanalytische und interaktionistische Ansätze im Lichte der Kleinkindforschung. *Integrative Therapie* 12:74–100
- Grossmann K, Grossmann KE (1997) Bindungstheoretische Überlegungen zur Krippenbetreuung. In: Ahnert L (Hg.) *Tagesbetreuung für Kinder unter 3 – Theorien und Tatsachen*. (Im Druck)
- Hassenstein B (1987) *Verhaltensbiologie des Kindes*. München, Piper
- Hassenstein B, Hassenstein H (1990) *Was Kindern zusteht*. München, Piper
- Hassenstein B (1991) Zur Natur des Menschen: Innere Widersacher gegen Vernunft und Humanität? *Wissenschaft und Fortschritt* 41:147–152 (Teil 1), 193–198 (Teil 2)
- Haug-Schnabel G (1992) „Ich bin doch nur die Mutter!“ *Psychologie heute* 19(November):58–62
- Haug-Schnabel G (1993a) Die Schule des Lebens – oder die Sache von dem Meister, der nicht vom Himmel fällt. *notabene medici* 23(10/11):357–364
- Haug-Schnabel G (1993b) Zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. *Sozialpädiatrie in Praxis und Klinik* 15(4):212–213
- Haug-Schnabel G (1994a) Das neue biologische Aggressionsverständnis. *Biologie in unserer Zeit* 5(Einlage):65–70
- Haug-Schnabel G (1994b) Der kompetente Säugling – das Verhaltensrepertoire im 1. Jahr. In: Wessel KF, Naumann F (Hg.) *Kommunikation und Humanontogenese*. Bielefeld, Kleine, S. 275–284 (Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik; Bd. 6)

- Haug-Schnabel G, Bensel J, Kirkilionis E (1997) Mein Kind in guten Händen. Wie Kinderbetreuung gelingen kann. Freiburg, Herder
- Keller H, Chasiotis A (1993) Frühkindliche Pflegepraktiken. In: Markefka M, Nauck B (Hg.) Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied, Luchterhand, S. 319–335
- Kirkilionis E (1994) Die Anpassung des menschlichen Säuglings an den Jungentypus Tragling. In: Wessel KF, Naumann F (Hg.) Kommunikation und Humanontogenese. Bielefeld, Kleine, S. 131–141 (Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik; Bd 6)
- Kirkilionis E (1996) Tragen – Ja ... – aber ... Deutsche Hebammen Zeitschrift 6:7–12
- Konner M (1975) Relations among infants and juveniles in comparative perspective. In: Lewis M, Rosenblum LA (eds.) The origins of behavior, vol 4. Friendship and peer relations. New York, John Wiley and Sons, pp. 99–129
- Meltzoff AN, Moore MK (1992) Early imitation within a functional framework: the importance of person identity, movement, and development. *Infant Behavior and Development* 15:479–505
- Meltzoff AN (1990) Towards a developmental cognitive science. In: Diamond A (ed.) The development and neural bases of higher cognitive functions. New York, Academy of Sciences, pp. 1–31 (Annals of the New York Academy of Sciences; vol 608)
- Papoušek H, Papoušek M, Giese R (1986) Neue wissenschaftliche Ansätze zum Verständnis der Mutter-Kind-Beziehung. In: Stork J (Hg.) Zur Psychologie und Psychopathologie des Säuglings. Stuttgart-Bad Cannstatt, Frommann-Holzboog, S. 53–71 (Problemata; 112)
- Papoušek H, Papoušek M (1987) Intuitive parenting: A dialectic counterpart to the infant's integrative competence. In: Osofsky JD (ed.) Handbook of infant development. 2nd ed. New York, Wiley, pp. 669–720
- Papoušek H, Papoušek M (1989) Stimmliche Kommunikation im frühen Säuglingsalter als Wegbereiter der Sprachentwicklung. In: Keller H (Hg.) Handbuch der Kleinkindforschung. Berlin, Springer, S. 465–489
- Papoušek H, Papoušek M (1991) Early verbalizations as precursors of language development. In: Lamb ME, Keller H (eds.) Infant development. Perspectives from German-speaking countries. New Jersey, Erlbaum Hillsdale, pp. 299–328
- Schiefenhövel W (1984) Bindung und Lösung – Sozialisationspraktiken im Hochland von Neuguinea. In: Eggers C (Hg.) Bindung und Besitzdenken beim Kleinkind. München, Urban und Schwarzenberg, S. 51–80
- Schleidt M, Genzel C (1990) The significance of mother's perfume for infants in the first weeks of their life. *Ethology and Sociobiology* 11:145–154
- Schleidt M, Hold B, Attili G (1981) A cross-cultural study on the attitude towards personal odors. *Journal of chemical ecology* 7:19–31
- Schötzau A, Papoušek H (1977) Mütterliches Verhalten bei der Aufnahme von Blickkontakt mit Neugeborenen. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 9:231–239
- Wuketits FM (1990) Gene, Kultur und Moral: Soziobiologie – Pro und Contra. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Wulfften Palthe T (1986) Neural maturation and early social behaviour. Groningen, Drukkerij van Denderen